

Predigt über Johannes 4,19-26

Die Geschichte, in der unser heutiger Predigttext steht, beginnt damit, dass Jesus wieder einmal ausweicht, weggeht. Gerade sein Erfolg in Juda ist für ihn bedrohlich geworden, veranlasst ihn zur Rückkehr nach Galiläa. Da hatte er kurz zuvor sein erstes Zeichen getan, und das hatte mit Wasserschöpfen und mit Wasserkrügen zu tun, wurde angestoßen durch ein etwas seltsames Gespräch mit einer Frau: er hatte bei einer Hochzeit Wasser zu Wein gemacht und mit diesem Zeichen gezeigt, dass er gekommen ist, um für volles, pralles, buntes und fröhliches Leben zu sorgen, gegen Mangel eintritt, gegen kümmerliches und verkümmertes, beschädigtes und bedrücktes Leben.

Er musste aber durch Samaria ziehen, behauptet der Erzähler – geographisch musste er nicht. Da gab und gibt es andere Wege. Es muss sich um ein theologisches Müssen handeln. Samaritaner, das sind Leute, die betrachten sich wie die Juden als Nachkommen Jakobs, als Kinder Israels. Sie verstehen sich als Nachfahren des lange schon untergegangenen Nordreichs, der zehn Stämme Israels, die verschleppt wurden. Sie stützen sich auf dieselben heiligen Schriften wie die Juden, allerdings nur auf die fünf Bücher Mose, die Tora im engsten Sinne, die übrigen Bücher der Bibel erkennen sie nicht an. Und so machen sie auch die biblische Konzentration auf Jerusalem nicht mit, betrachten stattdessen den Berg Garizim – bei Nablus – als den Ort, den Gott für seine Einwohnung und zur Begegnung mit ihm erwählt hat. Die Juden in Judäa und Jerusalem können allerdings in den Samaritanern keine Geschwister, keine Mit-Israeliten erkennen. Zu schmal ist ihre biblische Grundlage und umgekehrt zu viel Fremdes ihr beige-mischt. Eine Rivalität, die uns bekannt vorkommt: Nichtjuden, die sich als wahres Israel verstehen und meinen, die jüdische Bibel besser zu verstehen als die Juden selbst, sie aber nur sehr zum Teil überhaupt gelten lassen, und Juden, die in der Existenz dieser Gruppe zwar irgendeine Wirkung ihrer Bibel erkennen, doch mit so viel Unbiblischem vermengt, dass sich kaum noch von entfernten Verwandten reden lässt. Die sind fremd, einander entfremdet.

In Samaria gelangt Jesus zu einem Brunnen, und der Erzähler erinnert da in wenigen Andeutungen an den Ursprung der Spaltung zwischen Nordreich und Südreich, zwischen Jakobs Söhnen Josef und Juda, spricht vom Land, das Jakob seinem Sohn Josef gegeben hatte, nennt den Brunnen die Quelle Jakobs. Die Quelle Jakobs, Israels, das klingt doppelsinnig. Jesus sitzt an der Quelle des Lebens, kommt aber ohne fremde Hilfe, ohne Hilfe Samarias nicht ran. Er musste durch Samaria, denn er ist auf Samaria angewiesen. Jesus ist abgemüht, und es ist zwölf Uhr mittags. Eins seiner letzten Worte am Kreuz wird sein: mich dürstet.

Da kommt auch schon eine Frau aus Samaria, um Wasser zu schöpfen. Einst hatte Elieser, Abrahams Knecht, sich an einem Brunnen eine Art Orakel zurechtgelegt: wenn eine Frau, die Wasser schöpft, auch ihm welches anbietet, dann ist sie die richtige, die Geschichte fortzusetzen, die mit Abraham und Sara begann; die Mutter Israels zu werden. Diese Frau bietet Jesus nichts an, und als er sie um was zu trinken bittet, verweist sie auf den Gegensatz: du – ein Jude; ich – eine Samaritanerin, erinnert an die Trennung an der Quelle Jakobs. *Gib* mir zu trinken, hatte Jesus gesagt und sagt nun: wenn du kenntest die *Gabe* Gottes und wer das ist, der zu dir sagt: *gib* mir zutrinken, so hättest du ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser *gegeben* – beide hätten einander was zu geben. Die Frau jedoch betont Jesu Angewiesenheit: du hast kein Schöpfgefäß, und der Brunnen ist tief.

Tief ist der Brunnen der Vergangenheit, so beginnt Thomas Manns *Josefroman*, sollte man ihn nicht unergründlich nennen? Auch die Frau geht weit zurück in die Vergangenheit: du bist doch nicht größer als unser Vater Jakob, erinnert auch an Jakobs Söhne und damit an die Trennung zwischen Juda und Josef. Jesus geht auf diese Konkurrenzfrage nicht ein. Nicht er ist mehr als

Jakob-Israel, sondern der Quelle Jakobs ist mehr verheißen. Wieder spricht er vom Geben, davon, dass das Wasser, das er gibt, in den Trinkenden wiederum zur sprudelnden Quelle wird, und weckt damit die Sehnsucht der Frau, die nun das Stichwort Geben aufgreift: gib mir dieses Wasser, dass ich nie mehr dürste und hier her kommen muss, Wasser zu schöpfen. Viele Exegeten sprechen hier und überhaupt beim Johannesevangelium gern von der Technik des Missverständnisses und meinen damit: Jesus verheißt Hochgeistiges, nämlich ewiges Leben, die Frau aber versteht nur Materielles, erhofft sich eine Erleichterung ihrer Hausarbeit. Bei unserer Geschichte kann von Missverständnis keine Rede sein: die Frau hat sehr genau und sehr tief verstanden, was die Bilderrede vom Wasser des Lebens, vom ewigen Leben meint. Ein volles, ein erfülltes, ein ganzes, ein lebendiges Leben. So wird ihr die Mühsal des immer wieder neuen Wasserschöpfens und Wasserschleppens zum Bild ihres mühsamen und ermüdenden Lebens, der immer neuen Anfänge und Aufbrüche, des immer neuen Scheiterns, der nagenden Vergeblichkeit, lähmenden Sinnlosigkeit. So wie im 20. Jahrhundert dem Juden Manés Sperber „Die Wasserträger Gottes“ zum Inbegriff wurden für die völlig vergebliche Mühsal der Welt des jüdischen Shtetls, die er flieht und Atheist wird, Kommunist, Psychoanalytiker. Auch diese Frau schreit nach einem neuen, anderen Leben, wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser – ein Seufzen, mühselig und beladen. Hier treffen sich zwei, die beide abgemüht, die auf einander angewiesen sind.

Doch da nimmt das Gespräch eine überraschende Wende. Jesus redet vom Mann dieser Frau, davon, dass sie fünf Männer gehabt habe und nun einen, der nicht ihr Mann ist. Das klingt, als müssten erst Ehe- und Liebesgeschichten aufgeklärt werden, ehe die Quelle lebendigen Wassers sprudeln kann. Es ist nicht zu bestreiten, dass es das als kirchliche Praxis gab und gibt: anderen Sünden vorhalten, dunkle Seiten aufdecken, um ihnen ihre Angewiesenheit auf die Gnade und das Evangelium nachzuweisen. Dietrich Bonhoeffer hat das als pfäffisches Schnüffeln kritisiert. Das sollten wir Jesus nicht unterstellen. Er redet diese Frau als Vertreterin ihres Volkes an, die Frau aus Samaria wird hier Frau Samaria. Jesus greift ein Bild aus den Prophetenbüchern auf, dem Teil der Bibel also, der in Samaria nichts gilt. Die Propheten hatten die Beziehung zwischen Gott und seinem Volk Israel oft mit einer Liebesgeschichte verglichen, und darum den Abfall Israels von seinem befreienden Gott, seine Hinwendung zu anderen Herren und Mächten als Hurerei bezeichnet; aber auch verheißen, dass Gott Israel zum Ursprung, zur Quelle ihrer Liebesgeschichte zurückführen wird. An dieser Stelle beginnt der Predigttext:

- 19 *Die Frau spricht zu ihm: Herr, ich sehe, du bist ein Prophet.*
20 *Unsere Väter haben auf diesem Berg angebetet. Doch ihr sagt, in Jerusalem sei der Ort, wo man anbeten müsse.*
21 *Jesus spricht zu ihr: Glaube mir, Frau, die Stunde kommt, da ihr weder auf diesem Berg noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet.*
22 *Ihr betet an, den ihr nicht kennt, wir beten an, den wir kennen, denn das Heil kommt von den Juden.*
23 *Aber: die Stunde kommt – und ist jetzt da –, wo die wahren, die getreuen Anbeter den Vater in Geist und Wahrheit, in Treue anbeten werden. Und solche sucht der Vater ja, die ihn anbeten.*
24 *Geist ist Gott, und die ihn anbeten, müssen ihn in Geist und Wahrheit anbeten*
25 *Die Frau spricht zu ihm: Ich weiß, der Gesalbte, der Messias genannt wird, kommt. Wenn der kommt, wird er uns alles ansagen.*
26 *Jesus spricht zu ihr: Ich bin es - der mit dir redet.*

Im Unterschied zu vielen moralisierenden Auslegern, die sich etwas abenteuerlich das Privatleben dieser Frau zusammenphantasieren, versteht die Frau selbst diese Bilderrede sofort: ich

sehe, du bist ein Prophet, sagt sie, und meint damit nicht: ein Hellseher, der irgendwelche Heimlichkeiten erkennt, die kein Mensch wissen kann und soll. Und so redet sie auch nicht von ihrer Ehe, sondern vom Kern des Konflikts zwischen Juden und Samaritanern, redet als Sprecherin ihres Volkes Jesus als Juden an, spricht von wir und ihr: unsere Väter haben auf diesem Berg angebetet, doch ihr sagt, Jerusalem ist der Ort, wo man anbeten soll. Und Jesus greift dieses Gegenüber auf, redet nun auch von wir und ihr – was immer sonst seine Konflikte mit anderen Juden sind, und davon gibt es gerade im Johannesevangelium viele, im Gespräch mit Nichtjuden, also auch uns Christen aus der Völkerwelt, versteht und betätigt er sich als Sprecher aller Juden; als Sprecher und Repräsentant seines Volkes, als König der Juden, wird er am Ende von Nichtjuden, denen er überliefert wurde, verspottet und gekreuzigt.: ihr betet an, den ihr nicht kennt, wir beten an, den wir kennen. Eine höchst beunruhigende Anrede an uns Nichtjuden. Jesus hält es für möglich, dass wir Gottesdienst feiern, fromm sind, Religiöses erleben und empfinden und doch keine Ahnung von Gott haben, den Gott Israels nicht kennen.

Doch Jesus verbindet mit diesem kritischen Wort eine Verheißung: das Heil kommt von den Juden. Er will die Frau und uns nicht zum Judentum bekehren, aber zu den Juden: wer sich von den Juden trennt, trennt sich vom Heil, denn das Heil kommt von den Juden. Gott hat sich in seiner Freiheit an die Juden gebunden in der Erwartung, die anderen Völker werden ihn in seinen Wegen mit diesem Volk kennenlernen. Heil ist freilich ein unklares Wort, überdies in den tausend Jahren zwischen 1933 und 1945 tot gebrüllt. Wörtlich steht da: die Befreiung kommt von den Juden, denn befreiende Gotteserkenntnis entsteht in der Begegnung mit diesem Volk. Dass er sein Volk in der Völkerwelt vertritt, heißt aber nicht, dass er es ersetzt. Jesus kommt nicht allein, bringt sein Volk mit. Die christliche Gemeinde ist auf eine lebendige Gesprächsbeziehung mit den Juden angewiesen. Die Befreiung kommt von den Juden, Befreiung auch von einer Religion ohne Erkenntnis des Gottes Israels, Befreiung darum auch, wie bei Frau Samaria, von allerlei anderen Göttern und heiligsten Gütern, Baalim, Besitzer-Ehemännern. Die christliche Gemeinde kann nur gemeinsam mit den Juden aus der Quelle Jakobs=Israels schöpfen und sie verdorrt, wenn sie es nicht tut.

Jesus muss durch Samaria, er sucht das Gespräch mit dieser Frau, ist auf sie angewiesen, weil sein Vater Anhänger sucht unter Nichtjuden. Der Vater sucht Leute, die ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, sagt Jesus. Es geht ihm nicht um eine Art religionsgeschichtlichen Fortschritt, er will Gottes Bindung an das Land Israel, die Stadt Jerusalem nicht ersetzen durch eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Geist ist nicht der Geist des Idealismus, der sich über primitive Bindungen an Materielles erhaben weiß, sondern der Geist des Gottes Israels, der verhindert, dass wir anbeten, was wir nicht kennen. Ihn in Wahrheit anbeten, heißt: seiner Treue trauen, Israel als Zeichen dieser Treue wahrnehmen und diese Wahrnehmung als treue Verbündete dieses Volkes bewahren.

Gott sucht Verbündete. Leute, denen der Geist die Augen öffnet und die Ohren und die Herzen, ausgerechnet in diesem Volk, in seiner Geschichte und Gegenwart Gott zu erkennen. Dazu braucht es Gottes Geist, denn wir wissen aus der Bibel wie aus der Zeitung, dass diesem Volk – fragwürdig wie alle Völker – nichts Besonderes anzumerken ist. Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, das bedeutet, ihn kennenlernen als den Gott Israels; sich in Treue, in Solidarität auch seinem Volk beizugesellen. Wer ein Christ, eine Christin wird, bekommt mit Israel zu tun, wird zum Teilnehmer an der Geschichte Gottes mit diesem Volk.

Die Frau aus Samaria möchte die ganze Frage der Gotteserkenntnis offen lassen, in die Zukunft verschieben: Ich weiß, dass der Gesalbte kommt, der Messias genannt wird. Wenn er kommt, tut er uns alles kund. Doch Jesus antwortet: Ich bin es – der mit dir redet. Eine merkwürdige Definition des Messias: der Jude, der mit dir redet. Messias ist Jesus darin, dass er als Sprecher

seines Volkes in die Fremde geht und da für Israel Gutes bewirkt, als Licht zur Aufklärung der Völker und zum Preis seines Volkes Israel dazu beiträgt, dass Israel ohne Angst, befreit von der Hand seiner Feinde, Gott dienen kann. Es geht ihm darum nicht nur um unsere Angewiesenheit auf eine Lebensbeziehung mit den Juden, weil die Befreiung von den Juden kommt, sondern auch um die umgekehrte Angewiesenheit: Jesus repräsentiert hier ein abgemühtes, ein bedürftiges Israel, ist auf Nichtjuden angewiesen, wie er in der Mittagshitze auf einen Schluck Wasser angewiesen ist; er *mus*s durch Samaria, weil sein Vater Anhänger unter Nichtjuden sucht, die ihn im Geist und als treue Bundesgenossen seines Volkes anbeten. Jesus kommt und spricht als Jude zu Nichtjuden, geht als Fremder in die Fremde, um die Fremdheit zu überwinden, Verbündete Gottes und seines Volkes zu gewinnen und sie so zu Leuten zu machen, die Gott erkennen, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Die Frau lässt den Krug stehen und eilt in die Stadt – Jesus hat ihr jetzt das lebendige und lebendig machende Wasser gegeben, von dem er sprach. Sie eilt in die Stadt und sprudelt.

Amen.